

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von in der Regel zwei Bogen in Umschlag. — Inserate werden die gespaltene Petitzeile mit 1 Rgr. berechnet.

Preis des ganzen Jahrgangs von 52 Nummern 8 Thlr. Abonnement nehmen alle Postämter, Kunst- und Buchhandlungen an.

Abend = Zeitung.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: Viertes Jahrgang.

No. 20.


Donnerstag, den 9. November.

1854.

Eine annullirte Ehe.

Aus den Papieren eines alten Advokaten.

Von
Ernst Friße.

 In reich möblirtes Zimmer im vorigen Jahrhundert machte fast immer den Eindruck einer behaglichen Häuslichkeit, während reich decorirte Gemächer der Jetztzeit oftmals an ein gut assortirtes Möbelmagazin erinnern.

Man hat im dunkeln Bewußtsein dieses Uebelstandes angefangen, hochlehnlige Sessel zum Staat neben dem Sopha zu placiren, um sich ein einladendes und gastfreies Ansehen zu erzwingen, allein der Kern ist hohl, deshalb hilft alle Schaustellung nichts.

Wir haben in unserer Phantastie ein Zimmer vor uns, das ganz und gar den Anforderungen zum häuslichen Wohlbehagen entspricht, befinden uns auch daselbst im Jahre 1796, also in einer Zeit, wo das Mode war, was wir jetzt Rococo nennen. Breite geräumige Ottomanen ohne die Springkraft der jetzigen Polster nahmen den Hintergrund des großen Zimmers ein, Polsterstühle standen ehrbar an den Wänden, — respective in den Winkeln und kostbar geschmückte Schränke von anständiger Höhe und Breite bewiesen, daß die Besitzer Raum nöthig hatten zu ihren Kostbarkeiten. Außerdem fanden sich Tische und Tischchen zur gelegentlicher Bequemlichkeit genug vor und sie hatten in ihrer massiven Beschaffenheit den Vorzug nicht aufzukippen, wenn man sich

darauf lehnte, und nicht fortzurollen, wenn man sie anrührte.

Weiche türkische Teppiche und schwere rothseidene Gardinen vollendeten die Einrichtung dieses Zimmers und erhoben es bis zur Pracht.

In der Wölbung des tief angelegten Fensters stand ein Nähtisch und da es zum Comfort eines damaligen Damenzimmers gehörte, daß ein Papagey mit seinem Gefächze und Geschnurre und Geschnatter die Stille in demselben störte, so stand denn auch richtig eine elegante Stellage auf diesem Nähtisch, woran ein bunter, großer Papagey mit einer vergoldeten Kette befestigt war.

Es war ein unglaublich warmer Juniustag. Die Mittagssonne lag auf den Fenstern. Obwohl die Jalouste-Läden von außen geschlossen waren, um der Sonne den Eingang zu wehren, so herrschte doch eine dumpfe Schwüle in dem weiten und hohen Gemache. Es war todtenstill darin, nur eine große Fliege surrte ängstlich umher, vergeblich einen Ausgang suchend, der sie aus dieser künstlichen Nacht zum Lichte führen könnte. Man hätte glauben sollen es befände sich kein lebendiges Wesen außer ihr im ganzen Raume und doch beleuchtete ein feiner Sonnenstrahl, der sich durch die Läden stahl, die Gestalt eines jungen Mädchens. Aber sie schlief. Zurückgelehnt in ihrem bequemen Arbeitsessel schien sie an ihrem Nähtische vom Schlummer übermannt zu sein. Betrachten wir sie in aller Ruhe ganz aufmerksam.

Der künstlich geformte, mit Perlen und Schleifen

durchflochtene Chignon, — die Robe von Seidenstoff und die reiche Garnitur von Brabanter Spitzen, die sich vom Rande des Ärmels über den Ellenbogen hinweglegte, verriethen zusammengenommen eine Dame von Stande und Vermögen. Ihr Gesicht trug selbst im Schlafe den Stempel fester Entschlossenheit und die hoch gezogenen, sehr scharf hervortretenden Augenbrauen ließen errathen, daß dieses junge Mädchen vor ihrem Einschlafen mit sehr kühnen Gedanken beschäftigt gewesen sein mußte.

Jetzt schlief sie sanft und sehr tief. Ihr Papagey, Mosje Florian benannt, hatte sich von der ungewohnten Dunkelheit im Zimmer auch verführen lassen ein Mittagsschläfchen zu machen, sonst würde seine gellende Stimme bald das Erwachen der Dame herbeigeführt haben. Mosje Florian war sehr gut abgerichtet, und von ganz absonderlicher Klugheit, aber bisweilen von so unerträglicher Geschwägigkeit, daß ihn seine Herrin oftmals aus dem Zimmer verweisen mußte, um keinen Spion um sich zu haben, da er selbst Dinge sprach, die ihm nicht einexercirt waren.

Mosje Florian kennen wir hinlänglich — allein wir sind es dem Leser noch schuldig, ihm die Dame zu präsentiren, die jedenfalls mehr der Aufmerksamkeit werth sein möchte, als der Vogel, obgleich er eine Rolle in unserer kleinen Erzählung spielt.

Die Dame hieß Veronika Heinaccius, war eines Patriziers einzige, verwaisete Tochter und beiläufig die Erbin einer Tonne Goldes. Sie hatte vor Jahresfrist ihren Vater verloren, — die Mutter war schon längst todt — und bewohnte mit einer anständigen Dienerschaft, an ihrer Spitze eine alte Haushälterin Emerentia Krachkin (Marenze genannt) das väterliche Haus ganz allein. Sie stand nach den Gesetzen der schlesischen Provinzialeinrichtungen unter der Vormundschaft des Stadt-Waisenamtes in ihrem Geburtsorte — einer Fabrikstadt in Schlessen — und mußte sich den Verfügungen desselben unterwerfen, was ihr in vieler Hinsicht sehr unbequem war. Ihr heftiger, leidenschaftlicher Charakter trat aber erst da recht sichtbar heraus, als sie sich plötzlich in den liebsten Neigungen beschränkt und von dem Syndicus dieses Vormundschaftsamtes in ihren Beschlüssen gehemmt sah.

Die Opposition weckte ihren Eigensinn und sie

beschloß durchzusetzen, was man eigenmächtig hindern zu wollen schien.

Jetzt schlief sie sanft und tief. Sie hörte nicht, daß die Thür des Zimmers aufging, sie sah nicht, daß ein großer Mann von ungewöhnlich langen und beweglichen Gliedern einige Schritte vorging und dann lauschend, und augenscheinlich verwundert in dem Zimmer rund um blickte, um sich zu orientieren. Eine solche Todtenstille gehörte nicht zu der eingeführten Sitte dieses Hauses, Fräulein Veronika liebte heitern Lärm. — Was war das? Was sollte das bedeuten? Die Dunkelheit verhinderte, daß der Eintretende — der Herr Syndicus Sauerhering — sogleich die schlafende Dame erblickte — schon wollte er zurückgehen und den aufwartenden Haiducken, der ihn hereingewiesen hatte, fragen, wo seine Herrin sich befinde, als sein Blick, der Dunkelheit gewohnt geworden, auf Veronika traf.

„Ah — sie schläft,“ murmelte der alte Herr und schlich auf den Fußzehen näher zu ihr. — „Sie schläft vielleicht, um zur Nacht munter bleiben zu können — Marenze hat mir gesagt: es wäre Botenschaft gekommen und Fräulein hätten Koffer gepackt — hm — wenn ich den Brief finden könnte? Es ersparte mir das Lauschen und Spioniren!“ —

Sein Auge irrte suchend umher — es hastete am Schreibbureau — das war fest verschlossen — es richtete sich auf den Nähtisch, auf den Nähkorb — vergeblich! Kein Papierschnitzelchen zeigte sich, wohl aber Gold- und Silbercandille, Seide auf Rollen, Atlasband und sonstiges Glitzerzeug, das damals zu Stickerien verbraucht wurde. Als er über den Nähkorb gebeugt denselben durchstöberte kam er dem Gestelle des Papageyen etwas zu nahe und Mosje Florian fühlte sich in seinem Schlafe gestört. Er öffnete schlaftrunken seine Augen, sah eine Minute dem spionirenden Herrn zu und fiel wieder zurück in seinen Schlaf.

Neuerst unzufrieden mit dem Resultate seiner Nachforschungen schickte sich der Syndicus schon an, das Zimmer eben so leise wieder zu verlassen, als sein Blick auf die weiße Hand der jungen Dame fiel, die sie, halb in der Poche ihrer Robe verborgen augenscheinlich in der Absicht etwas hinein zu stecken, dorthin gerichtet hatte. Er bückte sich, über die Lehne ihres Armsessels gereckt, näher hinzu — richtig,

da sah ein Papierzipfelchen verrätherisch aus der Poche hervor. Vorsichtig schlug der alte Herr seine breiten Spitzenmannchetten über den Rockärmel zurück und faßte mit den Fingerspitzen nach dem Papiere.

Es hing locker in der Tasche, die Hand des jungen Mädchens hatte sich im Schlafe davon losgelöst. Er zog es ganz langsam heraus. Die Hand der Dame suchte, als wolle sie danach greifen — dann lag sie wieder still und unbeweglich, vielleicht hatte sie der linde Luftzug bei der Bewegung nur berührt.

Behend entfaltete der Syndicus den Zettel. Sein Mienenpiel verrieth eine arge Täuschung, denn auf dem Zettel standen nur die Worte: „Alles bereit!“ —

Er ließ das Papier wieder in die Tasche gleiten, dann machte er sich auf und verließ mit weiten Schritten das Zimmer.

Als er die Flügelthür sacht hinter sich geschlossen hatte, reckte Mosje Florian den Hals, plusterte sich auf und schnarrte sehr deutlich und sehr vernehmlich den Namen — „Sauerhering!“ —

Wie vom Sturm emporgeschneit hob Veronika den Kopf aus dem Polster, öffnete die Augen und schauete ängstlich rund um. Ihre Hand fuhr mechanisch in die Poche — als sie den Zettel fand, schien sie sich zu beruhigen.

„Dummer Florian,“ schalt sie schmollend, während der Vogel coquet von der Stange hüpfte und sich ihr näherte.

„Sauerhering!“ wiederholte Mosje Florian sehr pathetisch.

„Ob er hier war?“ fragte sich Veronika nachdenklich. „Papchen war er hier?“ fragte sie laut, ihm den Kopf krauend.

„—Sauerhering!“ wiederholte Florian eben so wichtig.

Veronika stuzte. Sie hatte den Mann bei ihrem Vorhaben zu fürchten. Wenn er Argwohn gefaßt hätte? Wenn er ihren Plänen auf der Spur wäre? Ein Heer von Unannehmlichkeiten würde ihr dadurch bereitet werden können — selbst die Schande konnte sie erreichen, wenn ihr Vorsatz vor der Vollendung zerstört werden sollte. Schnell griff sie nach

der silbernen Glocke, die vor ihr stand und läutete ungestüm.

Der Heibucke erschien sogleich unter der Thür.

„War mein Vormund hier?“ fragte sie hastig.

Der Diener sah sie verwundert an. Das konnte sie doch besser wissen, als er.

„Ich habe geschlafen,“ ergänzte sie die Frage.

„Ah — so? Zu dienen. — Der Herr Syndicus waren hier“ — entgegnete nun schnell der Heibucke.

Sie winkte ihm sich zu entfernen und griff sehr eilig nach dem Papiere in ihrer Tasche. So wie sie es entfaltete fiel ihr ein Körnchen Schnupftaback entgegen und sie nieste. Veronika lachte hell und fröhlich auf.

„Ein untrügliches Zeichen, geehrter Herr Vormund,“ sagte sie — „das kommt davon wenn man beständig die Brise zwischen den Fingern hat. Nun gilt es — Veronika! Sinnend legte sie den Kopf in die Hand — ihr Entschluß war bald gefaßt. Sie schloß ihr Bureau auf, warf das Wort: „Sogleich!“ auf ein Blättchen Papier, siegelte es und läutete abermals. Als der Heibucke in der Thür erschien, winkte sie ihn herein, ließ die Thür schließen und sagte im herrischen Tone:

„Kannst Du schweigen?“ — Der Diener neigte sich. —

„Willst Du mit mir?“ —

Der Diener neigte sich wieder.

„Dies Papier an den bewußten Ort. — So wie ich nach einer halben Stunde das Haus verlasse, folgst Du mir mit dem kleinen Koffer. Den großen stellst Du sicher, — Du mußt ihn mir nachher nachholen! Verstanden?“

Der Diener lächelte und neigte sich. „Hüten sich Ew. Gnaden vor Frau Marenzen“ — flüsterte er —

„Ich weiß“ — versetzte die Herrin lakonisch.

Der Heibuck verschwand und Veronika ordnete ihren Anzug. Frau Marenze hielt um diese Zeit zwei volle Stunden Mittagsruhe, das mußte benutzt werden. Als das junge Mädchen ihre Contouche abgelegt, und eine eng anschließende Jope übergezogen hatte, worin inwendig eine Menge kleiner Taschen angebracht waren, ging sie an einen der Schränke, der, mit dreifachen Schlössern versehen, die Docu-

mente, Familienpapiere, Kleinodien und Juwelen der Familie Heinaccius seit Jahrhunderten vor den Blicken aller Neugierigen verbarg. Veronika betrachtete jeden Gegenstand mit großer Aufmerksamkeit. Alte vergilbte Papiere und Pergamente legte sie sorgfältig wieder in die Fächer zurück, Tauf-, Trau- und Sterbescheine ihrer Eltern und Großeltern steckte sie in die verborgenen Taschen ihrer Töpe. Als sie bei dieser Gelegenheit den Trauschein ihrer Großmutter nochmals aufschlug und ihn durchlas, überslog ein inniges Lächeln ihr klassisch und streng geformtes Gesicht. Sie sah eine ganze Weile sinnend auf die Worte: „Erika Krusemark getrauet im Jahre des Heils ein Tausend sieben Hundert und acht und dreißig am achtzehnten September mit Herrn Christoph Alexander Heinaccius“ und führte dann in einer plötzlichen Aufwallung den Namen Erika Krusemark an ihre Lippen, indem sie flüsterte: „mein erstes Mädchen soll heißen wie Du!“ —

Nach dieser Abweichung von ihren prosaischen Geschäften beeilte sie sich. Slink senkte sie einige Documente, slink einige Kästchen mit Pretiosen, slink einige Rollen mit Dukaten in die Taschen, um dann die Schlösser des Schrankes nicht allein zu verschließen, sondern sie auch mit ihrem Familienstempel zu versiegeln. — „Ihr sollt mir doch darin nicht kramen,“ sprach sie leise dabei.

Sie war eben fertig als der Heiduck, braunroth im Gesichte vom schnellen Lauf wieder anlangte und durch ein leises, ehrfurchtsvolles Klopfen seine Ankunft meldete.

Veronika wendete sich halb um zu ihm. „Besorgt?“ fragte sie.

„Zu dienen,“ antwortete er.

„Alles in Ordnung?“ fragte sie.

„Zu dienen,“ war seine Antwort.

„Du weißt noch?“ —

„Alles!“

„Marenze?“ warf sie fragend hin.

„Schläft noch!“ —

„Gut! aufgepaßt! Fünf Minuten nach vier! Promenade hinab zum Thor hinaus. Im Voetengange!“ —

Der Heiduck machte seine Reverenz und verschwand. So ging Veronika mit ihren Domestiken immer um und dabei liefen sie Alle für sie durch's

Feuer. Nur mit der alten geschwägigen und dabei genußsüchtigen Frau Krakchin hatte sie eine Erfahrung gemacht, die sie belehrt hatte, einer Kaffeeschwester nie zu trauen. Um einige Tassen Kaffee bei der Frau Syndicus Sauerhering hatte Frau Marenze ihre Herrin verrathen und die jetzigen übereilten Schritte nöthig gemacht.

Veronika wollte eben ihr Zimmer verlassen, als Mosje Florian, der sich seltsam schweigsam bis dahin verhalten und nur mit seinen klugen Augen alle Bewegungen seiner Dame verfolgt hatte, seine Stimme erhob und mit der affectirten Sanftmuth eines Mädchens den Namen „Erich Krusemark“ aussprach. Veronika blieb stehen. „Armes Papchen“ — sagte sie umschauend — „was wird denn aus Dir?“

„Veronika Krusemark,“ — antwortete das dumme Thier und jagte eine Purpurgluth auf des Mädchens weißes Gesicht. —

„Hier lassen kann ich Dich nicht!“ murmelte sie und stand unschlüssig still. „Wenn Mosje Florian aber auf der Straße an zu pappeln fängt!“ — Rasch schritt sie auf den Tisch zu, worauf das Gestell festgemacht war. „Ich muß es wagen — ich würde mir Vorwürfe machen, wenn das Thier stürbe“ — und sie lächelte — „ich würde ihn auch vermissen, trotz alles Glückes.“ — Sie lösete die Kette vom Gestelle, schob den weiten Ring über ihren Arm und steckte den Papagey unter ihre Töpe. Das Thier reckte den Kopf und sah das Mädchen klug an.

„Florian muß den Schnabel halten“ — gebot sie lachend. „Hört Florian? Versteht Florian?“ — Der Vogel steckte den Kopf unter als wolle er schlafen gehen und rührte sich nicht. „Es wird gehen“ — flüsterte die junge Dame seelenvergnügt. Nun schlug sie ein leichtes Mantelot über den Arm und ging eilig fort. Der Vogel saß ganz still. Ganz unbefangen, als wolle sie einen Spaziergang in ihres Vaters Weinberg machen, wandelte Veronika die Straße hinab, erreichte ohne das mindeste Aufsehen zu erregen die Promenade, eine Straße in deren Mitte zwei Reihen Lindenbäume köstlichen Schatten verbreiteten, und schlug, über einen breiten Platz wegschreitend, den Weg nach dem Stadthore ein. Nicht an der Stadtmauer zog sich ein schattiger schmaler Steig entlang, der an der linken Seite von

sehr hochgezogenen lebendigen Hecken, welche die Gärten der reichen Fabrikanten einhegten, geschützt war.

Hier trafen sich in kühler Abendluft die Bewohner der Stadt, lustwandelten und ruhten in einem oder den andern der Gärten, nahmen auch wohl ohne Umstände die Gastfreiheit eines Besitzers in Anspruch. In der Mittagshitze aber, stand dieser Gang einsam und leer, obwohl er schattig war. Veronika schritt eine ziemliche Strecke vorwärts, dann blieb sie stehen und horchte. Ein schrillendes Pfeifen ertönte. Es war das Zeichen des Heiducken, daß er glücklich die Promenade mit seinem kleinen Koffer passiert hatte. Veronika athmete froh auf und eilte nun hastiger vorwärts. Eine Gestalt wurde unten im Boetengange sichtbar. Im Nu hatte diese Gestalt den ziemlich langen Weg durchschritten — die Flügel der Liebe mußten sie getragen haben — und hielt das junge Mädchen in seinen Armen. Eine lange Weile verging unter einer stummen, aber ziemlich feurigen Begrüßung, dann legte sich Veronika schäfernd zurück und flüsterte: „Genug Erich — genug! Wir sind noch weit vom Ziele!“ —

„O, so nah schon, so nahe, wie meine kühnsten Träume es nicht ahnen konnten“ — sagte der junge Mann freudebebend.

„Nein — nein! Wir sind noch nicht sicher,“ entgegnete sie mit so frohmüthigen Blicken, daß sie das Gegentheil ihrer Worte ausdrückten. Denke Erich, wenn der Herr Syndicus uns hier, auf städtischem Grund und Boden, wo seine Macht noch gilt, attrapirte? Denke die Schande, wenn ich umkehren müßte und man Dir am Ende noch als meinen Entführer den Prozeß machte? Rasch zum Wagen — sieh da kommt mein ehrlicher Dominian! — Er trägt meinen Brautstaat!“ — setzte sie lachend hinzu.

Herr Erich küßte sie, statt jeder Antwort.

„Wo steht der Wagen?“ fragte sie, als ihre Lippen wieder frei waren.

Erich hielt sie fest in seinen Armen und zeigte zwischen den Bäumen hindurch nach einem Hügel.

„Dort oben?“ fragte sie lachend. „Das wäre ein Schwabenstreich Herr Bräutigam!“

„Nein unten in der Illinger Schlucht.“

„Nun fort! Fort, mein Herzenskind — fort mit uns!“ —

Dominian kam keuchend angerannt, überholte

das Paar, hatte den Koffer längst abgeliefert im Wagen und war mit weiten Schritten wieder an demselben vorübergelaufen, um den zweiten größern Koffer zu besorgen, als die Beiden noch immer sorglos unter dem süßen Geplauder der Liebe dahin schlenderten. Sie wußten, daß sie am Mittage hier sicherer waren, als am Abende und sie hatten diesen einsamen Steg oft genug zum Stelldichlein benutzt, seitdem der herrische Wille des Syndicus ihre ganz sanctionirten Zusammenkünfte in Veronika's Hause gestört hatte. Hier war der Entschluß gefaßt, dem Willen des Vormundschaftsamtes zu trotzen und hier war der Vorsatz gereift, heimlich auf und davon zu gehen, um in Erich Krusemarks Vaterstadt, einer freien Reichsstadt, ihre eheliche Verbindung einzsegnen zu lassen, weil man ihnen so viel Hindernisse in den Weg legte, daß Jahre hätten darüber verfließen können, ehe sie zu diesem heißerwünschten Ziele gelangen würden.

Erst als der Heiducke lachend mit dem zweiten Koffer auf seinem breiten Nacken erschien, erst da eilte das Paar zum Wagen, setzte sich in die bequeme mit sechs Pferden bespannte Karosse und fuhr so schnell davon, wie nur die sechs Gäule zu laufen vermochten.

Rehren wir aber um und sehen wir nun, was während dieser Zeit in Veronika's Hause passiert.

Frau Marenze erwachte ziemlich spät aus ihrem Mittagsschläfschen und sie fühlte sich so ermüdet, daß sie selbst wachend noch eine gute Weile in ihrem Schlaffessel sitzen blieb. Endlich erhob sie sich sehr langsam und schwerfällig. Es war vier Uhr vorüber und dieß ihr erschntes Kaffeestündchen. Sie trat vor ihren kleinen Spiegel und setzte sich ihre Dorameuse wieder zurecht, um mit Anstand vor ihrer Dame erscheinen zu können. Dann legte sie ihr wohlgefaltetes Linontuch um die Schultern und band die weiße weite Schürze über den Drap de dames-Rock, das einzige Stück, das sie beim Schlafen nicht abzulegen brauchte, weil es sich nicht verknitterte. Als sie in vollkommenem Staat war, schritt sie majestätisch zur Thür und rief Susannen, dem Rückenmädchen, zu: sie solle den Kaffee zum Fräulein hineintragen.

Nachdem sie gehört, wie Susanne mit dem Kaffeebrette hineinging, schloß sie flugs ihre Stube

und folgte. Es würde vergeblich sein, das Erstaunen zu malen, daß diese wackere Frau ergriff, als sie, erstens, ihre Herrin nicht fand und, zweitens, durch die versiegelten Schränke zu dem naheliegenden Schlusse gelangte, daß sie dieselbe im Hause vergeblich suchen würde. Ihr Erstaunen hatte sich in so desperates Entsetzen verwandelt, daß sie ihren Kaffee in Stich ließ und wie sie ging und stand zum Herrn Syndicus Sauerhering lief, der einige hundert Schritte höher in die Stadt hinauf wohnte.

„Sie ist fort!“ schrie sie in dessen Stube hinein und sank dann wie leblos auf einen Stuhl, der glücklicherweise nahe an der Thür stand.

„Sie ist fort?“ fragte der Syndicus — „sie schlief ja, als ich da war und das ist kaum eine Stunde her. Es ist nicht möglich,“ fügte er hinzu. Sein Wejen verrieth einen großen Schreck.

„Ja — mag sein — sie ist aber fort!“ — erläuterte Frau Krachkin und schlug ergeben die Arme kreuzweis über einander.

Der Syndicus gerieth nun außer sich. Er lief wie toll hin und her im Zimmer. „Und wohin sie ist, das weiß Sie nicht?“ fragte er ärgerlich.

„Nein — das weiß ich nicht!“ referirte Frau Marenze kleinlaut.

„Das hat Sie nicht ausspioniren können?“

„Nein — das habe ich nicht ausspioniren können!“

„Wo war Sie denn, als Veronika fortging oder fortsuhr?“

„Ich schlief!“ —

Der Syndicus hatte eine heftige Erwiderung auf der Zunge, aber er verschluckte sie. „Wär' ich doch dageblieben“ — murrte er. „Wer konnte aber denken, daß sie es am hellen lichten Tage wagen würde!“ —

„Ja eben — am hellen lichten Tage!“ wiederholte Frau Marenze. „Wäre es noch Abend gewesen!“ —

Es rollte ein Wagen die Straße herauf. Der Syndicus trat ans Fenster und blickte hinaus. „Da kommt mein Junge“ — sagte er hastig. „Ach Du Himmel, der wird gut lamentiren! Gehe Sie in Gottes Namen nach Haus — ich kann Sie nun nicht mehr gebrauchen!“ setzte er herrischen Tones hinzu.

„Ja, was wird denn?“ fragte Frau Marenze

aufstehend. „Die Schränke hat sie versiegelt. — Soll ich die Dienerschaft entlassen? Oder was wird? Ich muß Geld zur Verpflegung haben.“

Der Syndicus beschied sie auf Morgen. Es eilte ihn für jetzt sie los zu werden, denn der Wagen seines Sohnes näherte sich dem Hause und er fürchtete die Geschwägigkeit der alten Person. Frau Marenze hatte kaum das Haus verlassen, so hielt der Wagen, ein junger, hübscher, schlanker Mann sprang heraus, empfahl einem Diensthoten seine Sachen und stürmte sogleich zum Zimmer seines Vaters hinauf, ohne die lauten Begrüßungen seiner Mutter zu beachten, die ihm wegen ihrer enormen Corpulenz nur langsam und schwer athmend nachzukommen vermochte.

„Sie ist fort, schon fort Cornelius,“ rief ihm der Syndicus entgegen.

Cornelius warf sich auf einen Sessel. Sein Gesicht war bleich, sein Auge starr vor Schrecken geworden. „Haben mich der Herr Vater deshalb hierher gejagt durch Ihren Uriasbrief, um mir mit dieser Nachricht sogleich den Todesstoß zu geben?“ fragte der junge Mann tonlos.

„Cornel, wie kannst Du das denken,“ entgegnete der Syndicus vorwurfsvoll. „Als ich Dir schrieb, daß Eile noth thäte, da dachte ich an solche Vorgänge noch gar nicht.“

„Wie ist es nur gekommen? Wie ist es nur möglich? Der Herr Vater haben sich in Ihren Briefen nie dergestalt deutlich zu machen gesucht, daß ich es verstehen und begreifen konnte.“

„Ja, wie ist es gekommen?“ wiederholte der Vater wehmüthig. „Herr Erich Krusemark kam vor acht bis zehn Wochen zum Besuche her, um seine Cousine kennen zu lernen, wie er sagte, wahrscheinlich aber um sie und ihren Reichthum zu prüfen. Er kam“ —

„Veni, vidi, vici“ unterbrach ihn Cornelius bitter. „Eine alte Geschichte! Er ist wohl schön dieser Erich Krusemark und ein Courmacher?“

Der Syndicus wiegte bedenklich sein Haupt. „Weder schön — noch Courmacher!“ entgegnete er. „Ich begreife nicht, was das Mädchen an diesen Menschen fesselte, der augenscheinlich nur ihren Reichthum berücksichtigte“ —

Cornelius fuhr wild auf. „Da hätten der Herr Vater als Obervormund aber seine ganze Macht

aufbieten sollen, um dieses schöne und gute Mädchen aus den Händen eines Glückritters zu reißen. Veronika verdient den besten Mann auf der Welt auch ohne allen Reichthum.“ —

„Hm — hm! Ohne ihr Geld? Ha, das sind Jünglingsansichten.“ —

In diesem Augenblicke hatte die dicke Frau Syndicus endlich die Treppe erstiegen und ihres Eheherrn Zimmer glücklich erreicht. Als sie eintrat sagte der Syndicus: „Laß Dir von Deiner Mutter die Liebesaffaire erzählen, die weiß sie auf ein Haar von der alten Marenze.“ —

„Ach die Geschichte von Krusemark und der Veronika Heinaccius!“ rief die dicke Dame, indem sie ihrem Sohne ein halbes Duzend Küsse auf die Wange applicirte, die er ihr geduldig hinhielt. „Ja die Geschichte“ —

„Wenn ich die Frau Mutter bitten dürfte, so kurz als möglich,“ sagte der Sohn.

„Ja ja, Frau fasse Dich kurz,“ rief der Vater. „Wir haben noch wichtige Schritte zu thun zu ihrer Verfolgung.“ —

„Ist denn Veronika fort?“ schrie die Frau Syndicus.

„Sie ist fort — entflohen mit Krusemark,“ entgegnete ungeduldig der Vater. Nun zur Sache.“

Die Dame kam aber vor Erstaunen und Verwunderung nicht eher zur Sache, bis der Syndicus Anstalt machte selbst den Faden der Erzählung zu ergreifen. Da berichtete sie denn, daß Herr Erich Krusemark eines Morgens angelangt sei und daß Veronika von diesem Augenblicke an ein ganz anderes Frauenzimmer geworden wäre.

Frau Marenze hätte im Anfange nichts Arges daraus gehabt, als die Beiden immersfort vertraulich zusammen geplaudert und gekramt hätten — es wären die alten Familienurkunden hervorgeholt — es wären die alten Familienkleinodien besichtigt — es wäre die Verwandtschaft hin und her besprochen. Aus Erichs Erzählungen hätte sie wohl gemerkt, daß sein Geschlecht nicht so reich gesegnet sei mit Glücksgütern, aber desto mehr mit Kindern. Er nannte sich den Stammvater eines der zwölf Judentämme, denn er habe noch elf jüngere Brüder.

„Im Anfange amüßte sich Frau Marenze an diesem Treiben,“ schloß die Frau Syndicus, „aber

als sie eines Tages dazu kam, wie der junge Herr den Trauschein von Veronika's Großmutter, die eine geborne Krusemark und Erichs Großvaters Schwester gewesen ist, in der Hand hielt und mit einem sehr bedachtsamen Blicke ihre junge Dame fragte: ob sich das nicht umkehren und eine Heinaccius sich in eine Krusemark verwandeln könne, da gingen ihr die Augen auf. Sie erkannte sehr bald nachher, daß die Beiden einig waren. Da aber der junge Herr ganz blutarm und noch ohne Amt sein sollte, so hielt die Haushälterin es für gut, es uns anzuzeigen!“

„Ich ging sogleich zu Veronika,“ nahm nun der Syndicus das Wort „und fragte nach dem Verhältnisse. Die junge Dame erröthete stark und wich mir aus. Sie meinte, wenn es Zeit sei, wolle sie mich schon benachrichtigen. Ich erklärte ihr jedoch, daß sie gar keinen freien Willen zur Schließung von derartigen Verbindungen hätte, im Falle sie Willens wäre, den jungen Liebhaber zu heirathen. Sie lachte mir geradezu ins Gesicht und erklärte: einen Liebhaber dulde man nur dann, wenn man ihn heirathen wolle. Ich sagte ihr: daß es auf den Consens des Stadt-Waisenamtes ankäme und daß dieses Gericht ihr niemals die Erlaubniß geben werde, einen Mann ohne Vermögen und ohne Amt zu heirathen, der nach seiner Verheirathung das ansehnliche Vermögen der Heinaccius'schen Erben außer Landes schleppen würde.“

Cornelius machte eine Pantomime, die Ungeduld und Abscheu ausdrückte.

„Du bist mit dieser Vorhaltung nicht einverstanden?“ fragte der Syndicus etwas verblüfft sich selbst unterbrechend.

„Der Herr Vater haben immer das leidige Bißchen Geld und nicht den hohen innern Werth dieses Mädchens vor Augen gehabt,“ entgegnete der pedantische Sohn mit einer Wolke des Verdrußes auf der jugendlichen Stirn.

„Das leidige Bißchen Geld?“ — fragte der Vater mit höchsten Erstaunen. „Ein fürstlicher Reichthum steckt in dem verwünschten Hause, das so einfach und so bürgerlich da unten in der Straße liegt“ —

„Daran zweifle ich gar nicht“ — war des Sohnes kalte Antwort. „Aber was gilt fürstlicher Reichthum gegen ein goldreines, frohes und kindliches Gemüth wie Veronika hat. Der Herr Vater

hätten die Ruhe dieses Herzens berücksichtigen und Ihre Vorstellungen dahin richten sollen, daß man den Werth, den Character und die Bildung des jungen Bewerbers prüfen wolle, ehe man solch' eine kostbare Perle, wie Veronika, in seinen Besitz gäbe."

„Ach was" — polterte der Syndicus heraus. „Ich habe als Vormund über das Vermögen der Heinaccius zu wachen und nicht über ihr Herzensglück. Warum hat das Mädchen so leichtsinnig gehandelt — sie wußte, daß wir Dich für sie bestimmt hatten und daß sie in Deinen Armen ein recht ruhiges und ungestörtes Glück gefunden hätte." —

Cornelius erröthete stark. Er wußte recht gut, wie hoch er Veronika zu stellen hatte, aber er war zu bescheiden, um seinen Werth richtig anschlagen zu können. In dem Studium, dem er sich seit Jahren hingab, stand ihr Bild immer als der Lichtpunkt seines Lebens und alle Mühe und Sorgfalt, die er an seine Fortbildung verwendete, lief in den Gedanken aus: daß sie einst der Lohn sein werde, der seiner wartete. Darüber hatte er aber vergessen, das Herz, welches er ersehnte, an sich zu fesseln, darüber war ihm aus dem Sinn gekommen, daß es Männer geben könne, die mit dem neunzehnjährigen, sehr hübsch aussehenden Mädchen gern eine Tonne Goldes und mehr noch, erheirathen würden. Veronika scherzte und lachte über den gelehrten Cornel, der Tag und Nacht mit Eifer in alten juristischen Werken studirte, allein sie bewies ihm oftmals, daß sie ihn trotz seiner Gelehrsamkeit zu schätzen und zu achten wußte, ja es blitzte bisweilen ein Strahl von einer Empfindung für den jungen Mann hindurch, der eine recht warme Anerkennung zeigte. — Mit diesen Anzeichen von Liebe war Herr Cornelius für jetzt zufrieden gewesen, hatte mittlerweile sich zum Dr. jur. utriusque aufgeschwungen und wurde erst bei dem Verluste dieses Mädchens gewahr, wie tief und innig es mit seinen Phantasien verwachsen gewesen war. Die schonungslose Enthüllung eines Verhältnisses, das er nie mit einem Worte entheiligt hatte, verschüchtern ihn und er erwiderte seinem Vater nichts auf seine barsche Zurechtweisung.

Dieser, nicht eben zarten Herzens, ließ den Gemüthszustand des Sohnes unbeachtet und fuhr fort: „Was ist nun vor allen Dingen zu thun? Wir müssen die Spur der Flüchtigen doch verfolgen?"

Cornelius schreckte aus seinen Gedanken auf. „Was gäbe uns ein Recht dazu?" —

„Ei meine Verpflichtung als Syndicus des Stadt-Waisenamtes, mein Sohn! Die Gesetze besagen, daß wir dahin trachten müßten, Verheirathungen zu verhindern, wodurch das Vermögen unserer Mündel außer Landes gebracht würde." —

„Wo sollte dies Gesetz stehen? Das müßte ich doch kennen!" fiel Cornelius ein.

Der Syndicus schritt eifertig an sein Bücherrepositum und schlug mit triumphirendem Lächeln einige Artikel auf. Es figelte ihn, daß er endlich einmal etwas gewußt hatte, was sein gelehrter Sohn nicht kannte. Der junge Dr. jur. utriusque ließ kopfschüttelnd, besah sich das Buch von hinten und von vorne und gab endlich zu, daß allerdings in dieser Vorchrift eine Machtvollkommenheit zur Verfolgung des flüchtigen Paares begründet läge.

Der Syndicus rieb sich vergnügt die Hände. Es fiel ihm gar nicht ein, einen glücklichen Erfolg zu bezweifeln, da ein tüchtiger Reiter zur damaligen Zeit alle Fahrgelegenheiten ohne Mühe überflügeln konnte, wenn man erst die richtige Spur aufgefunden hatte. Er war ein Sanguiniker, der den Kopf leicht verlor, ihm aber eben so leicht wieder auf seine richtige Stelle setzte. Das Paar hatte einen Vorsprung von circa einer Meile — wie leicht war die einzubringen — aber es galt Handeln! Er säumte auch nicht seine Nachforschungen sofort zu beginnen. Während sein Sohn, erschöpft von einer anstrengenden Reise und erlahmt durch die herben Erfahrungen, die wie ein Sturzbad über ihn gekommen waren, sich der Ruhe hingab, trottete der Syndicus nach dem Postgebäude, um Erkundigungen einzuziehen, ob Fräulein Veronika Heinaccius Pferde genommen und Relais bestellt habe. Daß sich Erich Krusemark noch zur Zeit ganz in der Nähe aufgehalten und fast täglich Zusammenkünfte mit Veronika gehabt hatte, daß wußte er nicht, weil Frau Marenze über diesen Umstand gleichfalls im Dunkeln geblieben war. Die gelegentlich anlangenden Zettel, gewöhnlich in dem lakonischen Style, den wir kennen gelernt, gehalten, galten für einen Briefwechsel von fernher und sie kamen ganz aus der Nähe von einem Dorfe, wo Krusemark ungestört seine Anordnungen zur Flucht betreiben konnte.

Auf der Post erhielt der Syndicus unbefriedigenden Bescheid. Es waren weder Postpferde verlangt, noch von Relais die Rede gewesen. Der alte Herr verlor den Kopf. Wie waren die Flüchtlinge denn fortgekommen. Daß mit hinreichenden Mitteln sich bald ein halb Duzend Pferde erkaufen lassen, das fiel ihm nicht bei. Ganz verflört lief er nach Veronikas Vaterhause, um dort zu ermitteln, auf welche Weise die Flucht bewerkstelligt sei. Zu Fuße konnte ein so zart gewöhntes Dämchen nicht wandern! — Im Heinaccius'schen Hause fand er große Bestürzung, aber keine Aufklärung. Der Heiducke Dominian war fort — die Herrin war fort — die Koffer, welche ganz sorglos unter den Augen der Dienerschaft von Veronika gepackt waren, waren fort! Das hing zusammen. Aber wohin, auf welche Weise und wann eher? Kein Mensch hatte etwas bemerkt! Kein Mensch war aufmerksam auf den Heiducken gewesen — kein Mensch hatte die Herrin beobachtet. Sie, ihr vertrauter Diener und ihre Koffer blieben verschwunden, als hätte sie der Nebel aufgezogen, und plötzlich machte man die Entdeckung, daß Moße Florian, der Papagey, auch weg war. Alle Schränke im ganzen Hause wohl verschlossen — die Brunkgemächer im obern Stockwerk wohl verschlossen — nirgends eine Spur von Eile und nirgends ein Beweis von Uebereilung. Wohl überlegt und höchst weise ausgeführt war dieser Coup, das mußte sich der Vormund selbst eingestehen. Und dabei hatte die Dame geschlafen, tief und fest geschlafen noch eine kleine Spanne Zeit vor der Ausübung dieses listigen Streiches?

Der alte Herr ging höchst betrübt nach Hause und theilte seinem Sohne diese Nachrichten mit. „Es bleibt uns nichts weiter übrig, Cornel,“ sagte er schließlich, „als sofort einen Courier nach . . . der Vaterstadt des jungen Krusenmark abzuschicken, um Protest gegen eine Trauung einzulegen, die wir nicht zugeben dürfen!“

Herr Dr. Cornelius war aber unwirsch geworden. Er entgegnete mit sehr ungnädigem Tone, daß sein Herr Vater besser thäte die Sache gehen zu lassen, wie sie eben ginge, und daß er sich gleich am nächsten Tage wieder zu seinen Geschäften begeben werde, da für ihn doch Alles verloren sei und er nicht Lust habe noch seine edle Zeit an ein Phantom zu ver-

schwenden. Mit diesem determinirten Bescheide mußte sich der Syndicus begnügen und seine Verfolgungen allein betreiben. Der Courier wurde vom Syndicus sogleich bestellt. Seine Absendung verzögerte sich jedoch um zwei volle Tage, weil zu einem rechtsgültigen Proteste der Beschluß des ganzen Collegiums dieser Administration nothwendig erschien. Als Grund des Protestes wurde angeführt: daß der Bräutigam der Veronika Heinaccius nicht im Stande sei eine Frau zu ernähren, weil er nicht allein ganz ohne Vermögen sei, sondern auch kein Amt bekleide. Dieser Protest ging ab und der Syndicus, ungemein zähe, wenn er einmal eine Idee gefaßt hatte, sprach schon mit Zuversicht von dem Tage, wo Veronika wieder eintreffen und die Gattin seines Sohnes werden würde.

(Schluß folgt.)

Aus dem Leben eines Menschenfeindes.

Skizzen nach dem Leben gezeichnet.

Von

Emil Müller.

5. Capitel.

3.

Erst spät am Abende kehrte der Polizeidiener heim. —

Wie? an ihm nagen ja die Fische im Flusse! —

Wie kommt Du, werther Leser auf diese sonderbare Meinung! Ach so, entschuldige, wir haben vergessen zu erklären, was Herr Saueremann unter „sich ersäufen“ verstand.

Seine höchste Lust war sich in Geschäften ersäufen zu können, oder um den Sinn der Worte noch klarer zu machen, recht viele Leute auf falschem Wege zu ertappen. Uebler Laune war er zum Hause hinausgestürzt und, um sie zu verbannen, wie ein beutegieriger Habicht (er selbst freilich hielt sich für einen Königsadler) durch die Straßen geschossen, daß alle Menschen, wie sie ihn schnaubend heraneilen sahen, gleich armen verlassenen Ruchlein in die Häuser eilten. Und doch gelang es ihm Menschen und Hunde festzunehmen. Ja so ergrimmt

war er, daß er jedem Köter, der ihn in den Weg lief, mit dem Ausrufe „fort Canaille“ einen Hieb ver setzte. Und wenn das dumme Thier heulend sich wider setzte und ihn anbelferte, so zog er den Säbel, trieb es vor sich her, bis es in das Haus seines Herrn eilte. Als dann zog er die Briestafche und bemerkte den Besitzer des Hundes als Unfugtreiber.

Leise und horchend drückte er bei seiner Rückkunft die Stubenthür auf und lauschte durch die Spalte, ob sein Weib noch in derselben Stellung wie am Nachmittage am Boden liege. Anna stand am offenen Fenster und sah in die Nacht hinein. Ihre Wangen waren nicht bleicher, ihre Gestalt nicht gebückter wie sonst, die Augen starrten, wenn auch noch die frühere Milde aus ihnen sprach, mit einer gewissen Kälte. Das Fensterbret vor ihr war mit Thränen getränkt. Sie hörte den Gatten eintreten ohne Gruß. Er warf sich auf das Sopha und schwieg. Auch sie schwieg; setzte ihm aber das Abendbrod auf den Tisch. Er aß und die wenigen Worte, die er nothgedrungen sprechen mußte, ließ er so hastig und kleinlaut heraus, daß Anna wohl merkte, es sei ihm darum zu thun, jeden Anlaß zu vermeiden, der sie zur Wiederaufnahme des Thema vom Nachmittage bestimmen könnte. Mit thränenenden Augen setzte sie sich ihm gegenüber an den Tisch und nähte. Unverwandt starrte sie der Gatte an; aber so oft sie die Augen erhob und ihm ins Gesicht blickte, schloß er die seinigen, und that, als liege er im tiefften Schlummer, indem er laut zu schnarchen begann. Dies Spiel, welches den Augen der Gattin eine noch stärkere Thränenfluth auspreßte, wiederholte sich wohl ein Duzend Mal. Die tiefgebeugte Anna hatte gehofft, daß Valentin, wenn er nur noch einen Funken Mitleid mit ihrem trostlosen Zustande in sich trage, ihr heute Abend ein freundliches Wort gönnen würde. Sie erwartete nicht, daß er sie um Verzeihung bitte, denn einer solchen Herablassung war, wie sie wohl wußte, Sauermann nicht fähig; aber sie schmeichelte sich mit der Hoffnung, er werde sie anreden und durch ein Gespräch, sei es auch über die trivialsten Dinge, zu erkennen geben, daß ihn sein hartes Benehmen gegen sie gereue. Er that es nicht; vielmehr wandte er sein Gesicht scheu von ihr ab. Ja hätte er ihr nur aufgetragen, den fehlenden Knopf an die Uniform zu nähen und seinen

Dank durch ein Kopfnicken ausgedrückt, sie wäre beruhigt worden. Er that auch dies nicht. Während er sonst mit seinen Befehlen verschwenderisch war, legte er seinen Widerwillen gegen die Gattin an dem Abende dadurch am deutlichsten an den Tag, daß er ihr nicht einmal Aufträge ertheilte.

Doch sie wollte kein Mittel unversucht lassen, um sein Mitleiden zu erwecken. Sie nahm den Rock, welchen Sauermann vor sich auf das Sopha geworfen hatte, nähte den fehlenden Knopf an und legte ihn auf den Stuhl, wohin ihn der Gatte zu legen pflegte. Vergeblich hoffte sie auf ein Wort des Dankes, ja hätte er nur ein mürrisches „es ist gut“ ausgestoßen, sie würde der Zukunft mit dem Vertrauen entgegengegangen sein, daß sich ihr trauriges Loos noch zum Guten wenden könne. — Er sagte nichts und nicht einmal durch eine rauhe Miene gab er seine Beachtung ihres Thuns und Lassens zu erkennen. — Schwerer und immer schwerer wurde die Centnerlast, welches ihr zerbrochenes Herz zusammenpreßte. O hätte er doch nur einen Blick auf sie geworfen, sie würde ihn als einen Beweis angesehen haben, daß das zwischen ihnen bestehende Mißverhältniß sich heben lasse. — Als der Gatte zu Bette ging, fühlte sie, daß die Kluft, welche sie beide von einander getrennt hatte, unausfüllbar sei. Kein Schlummer senkte sich herab auf ihre brennenden Augen, sie mußte die Nacht mit ihrem Kummer durchringen. Aber Ströme ergossen sich über die Bettdecke, Ströme des bittersten Wehs. Man sagt Thränen erleichtern den Schmerz; ja auch ihre Brust wurde immer leichter, nur zu leicht, denn als am Morgen das Frühroth durch die Fenster schimmerte, war aus ihrem bekümmerten Busen auch der letzte Schimmer der Hoffnung verschwunden. Sie mußte den Bettpfosten umklammern, denn sie meinte der Boden schwinde unter ihren Füßen.

Um ihrem Sohne Kleidungsstücke anschaffen zu können, hatte sie Wochen lang von dem wenigen Gelde, welches ihr der Gatte zur Verwaltung der Wirthschaft noch in die Hände gab, gespart und da die Summe immer noch nicht zur Bezahlung eines Rockes ausreichte, hatte sie auch eines ihrer Kleider verkauft. Auf Sauermanns Frage, woher der schöne neue Rock Gottwalds rühre, hatte sie mit der Lüge; er sei ein Geschenk des Herrn ihres Sohnes, geantwortet.

Der Gedanke an diesen Betrug brannte jetzt mit doppelter Stärke ihr Herz und vermehrte den qualvollen Zustand, welcher sie am gestrigen Tage und die Nacht hindurch gepeinigt hatte.

Der Morgen verging um kein Haar anders als der vorige Abend. Schweigend hatte sich Sauer- mann zu Bett gelegt, schweigend, wenn man nicht etwa ein leises Grunzen als Gespräch betrachten will, war er wieder aufgestanden. Schweigend kleidete er sich an, schweigend stürzte er in größter Hast den Kaffee hinunter, steckte das Frühstück in die Tasche und schweigend eilte er zur Thüre hinaus.

Und als nun dieser Mann, dem sie am Altare Treue geschworen hatte, fortgegangen war, — dieser Mann, welcher zum Gespött der Menschen in den Straßen herumliief; auch sie wußte es wohl, daß die Kinder mit Fingern auf ihn zeigten, und die Nachbarn ihr trauriges Loos kannten — da befiel sie eine namenlose Angst.

Sie ging in die Küche und bereitete des Gatten Lieblingsgericht, reinigte und scheuerte das Zimmer, ordnete in allen Ecken und Winkeln und verbreitete eine Sauberkeit über die kleine Wohnung, als ob ein Festtag vor der Thür sei. Und als es nichts mehr zu fegen und zurechtlegen gab, deckte sie den Tisch, legte des Gatten Schlafrock auf die Sopha- lehne, wo er ihn Mittags bei dem Nachhausekom- men zu finden gewohnt war, und setzte die Socken und die Pfeife in die Ecke.

Dann aber überließ sie sich noch einmal dem grimmigsten Schmerze, warf sich auf das Sopha, presste das Gesicht in die Kissen und rang die Hände wohl eine halbe Stunde lang.

Und als sie den Kopf wieder emporrichtete, wischte sie die letzten Thrämentropfen, welche in ihren Wimpern hingen, mit dem Tuche ab, welches ihr Valentin vor Jahren am Verlobungsabende um den Nacken geschlungen hatte.

Schwankend, einer Leiche ähnlich in den Ge- sichtsziügen schritt sie zur Thür hinaus, einen letzten schmerzlichen Blick auf die Stätte des Elends wer- send, die Bodentreppe hinan — und nach fünf Minuten — hing unter dem Dache eine Leiche. Sie hatte sich mit jenem Tuche erdroffelt. —

6. Kapitel.

Unausbleibliche Folgen der im vorigen Ca- pitel gemeldeten Katastrophe. Herr Sauer- mann wird mit einem Anhängsel an seinen klangvollen Titel, jedoch zum Nachtheile seines Gehaltes beschenkt, und läßt den gol- denen Spruch: „Vorgethan und nachbedacht, hat Manchem in groß Leid gebracht“ außer Acht.

Ueb' immer Treu' und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab! —
Höftg.

1.

Einen widerlicheren Anblick, als die Leiche seiner Gattin, dies mußte sich Herr Sauer mann selbst ge- sehen, hatte er noch nie gehabt. Er konnte kaum seines Staunens Herr werden, als die Nachbarn in großer Menge herbeiströmten und das arme Wesen beklagten. Ja einzelne alte Frauen spielten offen darauf an, daß er der Mörder seiner Gattin sei. Wie diese zu der sonderbaren Vermuthung kamen, ver- mochte des Polizeidieners Verstand nicht zu erklä- ren. Er bemühte sich doch nach Kräften Theil- nahme wegen des Unglücks an den Tag zu legen, indem er fortwährend die Leiche umkreiste und durch Schnalzen mit der Zunge und wiederholtes Aus- stoßen „hm“ seinem kummervollen Busen Erleichte- rung verschaffte. Ja so sehr war er vom Schmerz überwältigt, daß er einer Frau aus der Nachbar- schaft die Hand drückte und laut, so daß es jeder- mann hören konnte, äußerte: „Ja es ist ein Un- glück — ich weiß nicht wie das Fra—u—chen dazu gekommen ist, sich zu entleiben, — wir hätten immer- hin noch ein Weilchen zusammen dieses Erdenjoch schleppen können.“ — Wir können schon seine Art das Wort Frau auszusprechen. Da er es für gut fand die Diminutivform zu gebrauchen, so währte es geraume Zeit, bis er es herausgewürgt hatte; fast wäre er an ihm erstickt.

Allein die Volksmenge nahm diese Art von Theilnahme sehr übel auf, und da sich sogar einige Frauen herausnahmen, sein abscheuliches Betragen zu verwünschen, so gerieth er in entsetzliche Wuth.

Und doch, er konnte sich selbst nicht begreifen, verhinderte ihn ein geheimer Schauer gegen die Menge einzuschreiten. Ja wäre das Gedränge nicht zu groß gewesen, er hätte sich leise bei Seite geschlichen und die frische Luft der StraÙe gesucht.

BlöÙlich entstand eine tiefe Stille, denn wie ein *deus ex machina* war Gottwald in dem Kreis, welcher die Leiche umschloß, gezaubert. Die Kunde des Vorfalls hatte sich, einem Lauffeuer gleich, bis an sein Schreibpult verbreitet und ihn in athemloser Hast auf die Stätte des Entsetzens getrieben. — Die Feder versagt den Dienst, die Scene, welche jetzt folgte, mit entsprechenden Farben zu schildern.

Der brave Sohn warf sich neben die Leiche seiner guten Mutter, des schuldlosen Schlachtopfers seines barbarischen Vaters; — herzte und küßte sie mit so ungekünsteltem Schmerz, daß Aller Augen in Thränen schwammen.

Herrn Sauermanns Gedanken waren bei diesem, ihm sehr widerwärtigen Schauspiel vorzüglich auf den neuen Rock, welcher jedenfalls durch das Liegen auf dem Erdboden abgenutzt wurde, gerichtet.

Gottwald erhob sich, erblickte den Vater, schritt auf ihn zu und setzte das Verhältniß seiner Eltern mit einer solchen Fülle von Beredsamkeit, mit einem so schneidenden Feuer seiner volltönenden Stimme auseinander, daß Sauermann wie von Dolchstößen getroffen sich zusammen krümmte und zuletzt moralisch vernichtet mit Schweißperlen auf der lederfarbenen Wange erschöpft auf einen Stuhl sank. Auch nicht eine Silbe vermochte er zu erwidern, denn der Kraft der Wahrheit muß sich zuletzt die Bosheit unterwerfen; aber er fühlte, daß mit diesem Ereigniß eine Wendung in seinem Leben einträte. Wie ein Igel sich bei dem Angriffe eines Feindes zusammenrollt, so ließ Sauermann die Worte des Sohnes auf sich niederdonnern. Er widersetzte sich nicht, wohl erkennend, daß gegen eine so gewaltige Macht die seine nicht aufkommen könne. Keineswegs aber war der Tod seiner Gattin das Opfer, welches ihn mit der Welt ausgeöhnt und zum Bewußtsein seines verwerflichen Strebens geführt hätte.

Und als nun der Sohn nach Endigung seiner Straßpredigt zurück trat, schlich ein altes Mütterchen an die Leiche, richtete den Krückstuck gegen Sauermann und rief: „Kennst Du mich, Ungeheuer! Lange

habe ich in Deiner Nähe gelebt, ohne daß Du es der Mühe werth erachtet hast, mich eines Blickes zu würdigen.“ — Herr Sauermann starrte die Hexe an und hätte fast die Fassung verloren. Schauernd trat er bis an die Wand zurück und schrie mit so hohlem Gurgeltone, daß, wäre der Anblick der Leiche nicht ein zu herzzerreißender gewesen, sicherlich alle Anwesenden aufgelacht hätten: „Weib, hebe Dich fort von mir, ich habe mit Dir nichts zu schaffen.“ —

„Du Bösewicht, verleugnest Du Deine Tante! Einen Fluch will ich über Dich nicht aussprechen; denn das Elend klebt schon an Deiner Ferse und wo Dein Fuß rastet, erstirbt selbst das üppigste Gras. Der Schatten Deines gemordeten Weibes“ — sie ergriff Annas starre Hand und richtete sie mit drohender Geberde auf ihn — „wird stets unar Dich sein und jede heitre Stunde in eine qualvolle verwandeln!“ —

An Herrn Sauermanns Augenlidern hingen Bleigewichte. Lange Zeit schloß er die Augen und nur an dem steten Zucken der Gesichtsmuskeln und dem Zusammenballen der Hände konnte man erkennen, daß die eberne Brust von widerstreitenden Gefühlen bewegt werde. Und als er wieder um sich blickte, war das alte Weib verschwunden, zwar ohne Bestgestank, aber doch nach Sauermanns Meinung auf unerklärliche hexenartige Weise. Schüchtern suchten seine Augen rings im Kreise, allein sie fanden die alte Tante nicht. — Denn sie war das alte Mütterchen. — Und da sie bald darauf in der Versorgungsanstalt für hülfbedürftige Frauen starb, (schon seit vielen Jahren hatte sie daselbst freie Verpflegung erhalten) so hat unser Held seine alte gute Tante nicht wieder lieblos können.

Die Leiche fand nach drei Tagen Ruhe im Grabe und bei dem verwitweten Gatten machte sich nun eine kühlere Ueberlegung des tragischen Ereignisses geltend. Die Fenster aufreißend und mit einem Tuche den Schatten seines Weibes, als sei er ungezieser, hinauszujagend (denn seine alte Tante, welche gemeint hatte, der Schatten werde stets um ihn sein, mußte er Lügen strafen) murmelte er mit gierigen Blicken: „Das waren heiÙe Stunden, welche dem Menschen Angstschweiß auf die Stirn zaubern können.“ Dann warf er sich brummend auf das Sopha und blieb fortwährend mit spizigem Munde

als sei noch ein Rest des Schattens im Zimmer zurückgeblieben.

Mit kräftiger Unterstützung Gottwalds wurde das Wittwerleben so erfreulich, als es unter den Umständen möglich war, eingerichtet. Die Energie des Sohnes hatte einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn gemacht. Aengstlich vermied daher der Vater jede Erinnerung an die verstorbene Mutter, fürchtend, daß des Sohnes schmerzgefülltes Herz sich auf seinem Rücken ausschütten könnte. Und doch trotz dieses geheimen Grauens fühlte er sich hingezogen zu seinem Gottwald, und je öfter in ihm der Gedanke, daß mit dem Tode der Gattin zugleich der Boden seiner bisherigen Wirksamkeit erschüttert sei, auftauchte, desto gieriger haschte er nach einem Blicke aus des Sohnes Augen. Allein da tiefere Gefühle in seinem Busen keine Wohnstätte fanden, so kam es auch nicht zu einer Verständigung zwischen Vater und Sohn. Und wenn Herr Saueremann in der ersten Zeit nach dem Ereignisse wie lammsfromm gegen jenen erschien, so lag nur darin der Grund, daß Gottwald die Macht, welche er an dem schrecklichen Tage so meisterlich gezeigt hatte, zu seinem Vortheile nicht ausbeutete. Im Gegentheile fühlte der gute Sohn Mitleiden mit dem unglücklichen Vater und je heftiger eine Stimme in seinem Innern sprach: „Der Vater ist der Mörder Deiner Mutter,“ um so eindringlicher mahnte ihn das vierte Gebot an die Erfüllung der Pflichten gegen die Eltern.

Wie der Landmann während der ersten Stunden nach einem heftigen Gewitter noch immer mit bekümmener Brust und stockendem Athem den weiterziehenden schwarzen Wolken nachsieht, so duldete auch Herr Saueremann den Sohn in seiner Nähe mit einem geheimen Schauer. Gottwald schaffte nach Kräften, um den unbehaglichen Zustand des Vaters zu erleichtern. Willig unterzog er sich den häuslichen Arbeiten, und hätte der Vater ein Gefühl von wahrer Liebe in seiner Brust getragen, so mußte jetzt eine Verständigung zwischen Beiden die Kluft, welche sie bisher getrennt hatte, ausfüllen. Es geschah nicht, weil Herr Saueremann sich zu einem so plebejischen Gefühle, wie Liebe, oder gar zu einem Eingeständniß seiner Schuld nicht erniedrigen konnte. Denn allabendlich, ein dämonisches „Hui“ mit auf einander gepreßten Zähnen hervorziehend, ballte er

wegen der erlittenen Niederlage die Fäuste und gab seiner Rachgier durch Ermordung jedes Insects, welches sich in sein Zimmer verlaufen hatte, Befriedigung. Mit Widerwillen zwar, aber mit ahnendem Vorgesühle der kommenden Ereignisse fürchtete er, daß sich zu jener ersten noch viele Niederlagen gesellen könnten. Nur beruhigte ihn die Bemerkung, daß sein Sohn den erfochtenen Sieg nicht mißbrauchte, sondern mit gewissenhafter Treue in Erfüllung der kindlichen Pflichten seinen, selbst nur in Gedanken gehegten, Wünschen nachkam.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte

von Anna Löhn.

Der Held und die Fee.

Nach einer Sage der Bretagne.

Unter dichtbelaubter Eiche
Schläft der junge Held Roger,
Abendnebel, Schleierweiche
Schlingt um's Haupt ihm eine Fee,
Während seine dän'schen Hunde
Halten still im Wald die Runde.

Blaue Blumen, leise, leise
In des Traumes holdem Wahn,
Bindet er in Kranzesweise
Von süßduft'gem Majoran,
Während dort im Wald die Runde
Halten seine dän'schen Hunde.

Und die Fee: „Von diesen Blüthen,
Die Du schlingst, verliebter Freund,
Soll mir jede zart behüten
Deine Stirne, sonngebräunt,
Während Deine dän'schen Hunde
Halten dort im Wald die Runde.“

Krieger nah, ein Streich fällt nieder
Auf des Helden Haupt in Ruh,
Aber Geister blau wie Flieder
Steigen aus dem Kranz in Ru,
Waschen heilen schnell die Wunde
Und die Krieger fliehn zur Stunde.

Held Roger aus wilden Träumen
Schießt emper: „Mein Schwert mein Schwert!“
Findet sich an Waldesräumen,
Sieht sich heil und unverehrt:

Hielten Geister hier die Kunde?
Vorwärts, meine dän'schen Hunde!

König Franz der Erste.

Altfränkische Sage.

Mir den Kranz,
Ruft König Franz.
Den König trieb in's Feld zu ziehn
Eroberndes Verlangen,
Da nahmen bei Pavia ihn
Die Spanier gefangen.

Keinen Kranz
O König Franz!
„Ergieb, ergieb dich König Franz,
Lob oder dich ergeben!“
„Ihr Männer, ich wär' König Franz?
Nie sah ich ihn im Leben!“

Lilienpracht
Bringt Kerfernacht.
Des Mantels Zipfel heben sie,
Wo hell die Lilien prangen:
„Die trug ein andrer Krieger nie,
Der Rechte ist gefangen.“

Kerfernacht,
Kein Sternlein lacht.
Im Kerker hat der König schon
So manchen Tag gelitten,
Da kommt daher ein Postillon
Im scharfen Trab geritten.

Postillon!
„Bring süßen Ton!
Der von Paris aus Briefe bringt,
Sag' mir ob's lacht' ob weinte?“
„Von böser Mähr mein Horn erklingt,
Denn Franz erlag dem Feinde!“

Hoffnungsglanz,
O König Franz!
„Zurück, du mußt besüßelt sein,
O Postillon zurücke!
Grüß' meine Frau und Kindelein,
Der König lebt zum Glücke.“

Goldesglanz,
Er rette Franz.
„Bringt alles Gold, das in Paris,
Laß Münzen schlagen, schlagen,
Mit Schwertern hol' ich es gewiß
Zurück vor hundert Tagen!
Mir den Kranz durch Schwerterglanz.“

Feuilleton.

Brittschwinger.

Honorar für Sänger. — Bei dem letzten Musikfeste in Norwich, welches vier Tage dauerte, zahlte das Comité folgende Summen: Mad. Clara Novello, 2000 Thlr; Mad. Bosio, 2000 Thlr., den Herren Lablache, 1000 Thlr; Gardoni 1000 Thlr; Beletti, 1000 Thlr; im Ganzen 7000 Thlr. an fünf Personen, welche in der Kunstwelt nicht den ersten Rang einnehmen. — Bei der Eröffnung von St. George-Hall in Liverpool, wurden folgende Honorare gezahlt: Den Damen Novello, 2000 Thlr; Biardot-Garzia, 2000 Thlr; Castellan, 980 Thlr; den Herren Formes, 1610 Thlr.; Blagrove, 200 Thlr; Sainton, 200 Thlr; Beletti, 875 Thlr; Sims-Reeves, 1050 Thlr; Gardoni, 1050 Thlr; Herr und Frau Rockey, 875 Thlr; Herr und Frau Weiß, 875 Thlr. und Herr Bishop, 1050 Thlr.

(Mh. Musikzeitung.)

Moriz Hartmann, der als Gefangener der Oestreicher nach Wien gebracht worden sein sollte, auch bereits einmal für todt gesagt wurde, befindet sich in Constantinopel. Er hat an Herrn Du-Mont in Köln geschrieben und laut dieses in der Kölnischen

Zeitung abgedruckten Briefes hat Hartmann während seines langen Schweigens theils in Mustschuk, theils in Giurgewo, theils in Schumla todtkrank darnieder gelegen. Er braucht jetzt eine Wasserkur, die ihn hoffentlich ganz wieder herstellen wird.

Der Mäuseturm bei Bingen. Der König von Preußen hat eine Summe zu dem Zwecke angewiesen, diese alte und interessante Ruine vor dem gänzlichen Verfall zu bewahren.

Literarisches. Die neuere italienische Poesie hat in Deutschland bisher wenig Anklang und Eingang gefunden. Nur die Namen Alessandro Manzoni, Silvio Pellico und d'Azeglio sind durch Uebersetzungen ihrer größern Werke bei uns eingebürgert. Unser Mitarbeiter Adolf Stern (der eben seine „Boetischen Erzählungen“ im Verlag der Matthes'schen Buchhandlung erscheinen läßt und die Herausgabe seiner „Gedichte“ vorbereitet,) beabsichtigt ein Bändchen ausgewählter italienischer Gedichte der Neuzeit in deutschen Uebersetzungen herauszugeben. Außer den oben genannten sollen dabei vorzüglich Ferdinando Scopoli, Rosini, Tommaseo, die Brüder Ignazio und Cesare Cantu, Francesco dall' Ongaro,

der herrliche Liederdichter Giovanni Prati und verschiedene Andre berücksichtigt werden. Stern hofft die Sammlung gegen Ostern des nächsten Jahres druckfertig zu haben.

Theater. Die neue Oper des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, *Santa Chiara*, ist am 15. October zum ersten Male in Coburg gegeben worden. — In München sind nicht weniger als acht Mitglieder des Hoftheaters und der Capelle an der Cholera gestorben: die Damen Kettich, Bellegrini und Degele und die Herren Fichtl, Ebling, Hailer, Reindl und Werle. Die Collegen der Verstorbenen veranstalteten am 22. October für dieselben ein Todtenamt, bei dem Mozarts Requiem aufgeführt wurde.

Todesfälle. Zu München verschied am 14. October 90 Jahre alt der ehemalige, sehr verdienstvolle Oberstabsarzt der k. bairischen Armee, Dr. Friedrich Ritter v. Eichheimer. — Der älteste französische General, Graf Theodor de Lameth, starb 99. Jahre alt Mitte October auf seinem Busagny. — Am 10. October starb in Brüssel Goswin Joseph Augustin, Baron v. Staßart 74 Jahre alt, ein bekannter belgischer Gelehrter und Staatsmann. Er war 1830 Mitglied der provisorischen Regierung, dann Senator und später Präsident des Senats; 1836 wurde er Gouverneur von Brabant, 1840 Gesandter in Turin. In den letzten Jahren hatte er sich in das Privatleben zurückgezogen. Seine reiche Bibliothek und Autographensammlung hat er der Brüsseler Academie vermacht. —

Vermischtes.

General Canrobert. Dieser französische General, dem die Aufgabe geworden ist, die stolze Feste Sebastopol zu nehmen, ist ein Mann im kräftigsten Mannesalter, denn er wurde 1809 wenige Stunden von dem Dorfe geboren, in welchem einst Murat das Licht der Welt erblickte. Nachdem er zwei Jahre die Schule zu St. Cyr besucht hatte, trat er 1832 als Lieutenant in ein Linienregiment und begab sich 1835 nach Algier, in welchem er alle Grade im Kampfe verdient hat. Er war bei der Expedition von Mascara, wo er sich zuerst auszeichnete, bei der Einnahme von Nemcen, bei den Kämpfen an der Tafna und Siffa, die ihm den Capitainsrang brachten. Bei der Erstürmung von Constantine erhielt er einen Schuß in den Schenkel als Adjutant von Combes, als derselbe auf der Bresche tödtlich verwundet wurde. Im Jahre 1839 kehrte er nach Frankreich zurück und blieb da bis 1841, machte weiter als Major

alle Feldzüge mit und wurde dann gegen Bu Maza gesandt. Bei Bahl hielt er sich mit 150 Mann gegen 3000 Feinde, die das kleine Häuflein nicht zu werfen vermochten und später bestand er in der Stadt Tenez acht Monate hindurch täglich Kämpfe mit den ihn hart bedrängenden Kabylen so glänzend, daß er die Ernennung zum Obersten auf der Stelle seines Ruhmes erhielt. Er führte eine Zeit lang das zweite Regiment der Fremdenlegion und später das Regiment Zuaven. Am meisten endlich zeichnete er sich 1849 aus. Die Cholera wüthete unter seinen Leuten in Numale, als er nach der Baatische mit denselben berufen wurde. Es gehörte ungewöhnlicher Muth und die seltenste Kaltblütigkeit dazu, seine kranken Zuaven unter endlosen Gefahren auf diesen abenteuerlichen Marsche aus Ziel zu führen. Er sprach den Kranken Muth ein, pflegte sie selbst, warf Verstärkungen in die Stadt Bu Sade und täuschte den Feind, der ihn den Weg versperrete, indem er das Gerücht verbreiten ließ, er habe die Fest unter seinen Leuten und werde sie denen mittheilen, die ihn angriffen. Am 8. November kam er an und am 26. stand er an der Spitze einer Angriffscolonne. Von vier Officiern und sechszehn Soldaten, die ihm auf die Bresche folgten, fielen sechszehn neben ihm. Im Januar 1850 wurde er zum General ernannt und kehrte nach Frankreich zurück, wo ihn der Prinz Präsident als Adjutant zu sich nahm. Diesen Posten behielt er auch bei dem Kaiser, bis er als Commandant der ersten Division nach dem Orient geschickt wurde.

(Allg. Rodenzeitg.)

Neueste Nachrichten über das Schicksal von Sir John Franklin's Nordpolerpedition. Die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ theilt in einer Correspondenz aus London Folgendes darüber mit: Wir haben heute traurige und, wie es scheint, entscheidende Mittheilungen über das Schicksal Sir John Franklin's. Dr. Rae, ein ehrenvoll gefannter Polarreisender, ist gestern von seiner Expedition in England angekommen und hat der Admiralität sofort den folgenden Bericht abgestattet: „Repulse-Bai, 29. Juli 1854. Ich habe die Ehre zu melden, daß ich in diesem Frühjahr, während meiner Reise über Eis- und Schneefelder, mit Eskimos in Belly-Bai zusammentraf und von einem derselben erfuhr, daß eine Gesellschaft „weißer Männer“ (Kablunauts) etwas weiter gegen Westen, in der Nähe eines Flusses, der viele Fälle und Stromschnellen aufzuweisen hat, aus Mangel an Nahrungsmitteln zu Grunde gegangen sei. Später erhielt ich weitere Auskunft und brachte mehrere Gegenstände durch Kauf in meinen Besitz, welche über das Schicksal Franklin's oder doch eines Theils seiner ihn überlebenden Gefährten außer allen Zweifel setzt — ein Schicksal, so schrecklich wie es sich die Phantasie nur

ausmalen kann. Das Wesentliche Dessen, was ich aus verschiedenen Quellen und zu verschiedenen Zeiten erfahren konnte, besteht in Folgendem: Im Frühjahr 1850 sah man ungefähr 40 „weiße Männer“ über das Eis gegen Süden wandern. Mehrere Eskimos, die mit ihnen waren, schleppten ein Boot nach. Sie tödteten Seehunde nahe am nördlichen Ufer von King-Williams-Land. Keiner der Reisenden konnte die Sprache der Eskimos verständlich reden; aber sie gaben durch Zeichen zu verstehen, ihr Schiff oder ihre Schiffe wären durch Eis erdrückt worden und sie wären jetzt auf der Wanderung nach einer Gegend begriffen, wo sie Wild zu schießen hoffen könnten. Die ganze Gesellschaft, mit Ausnahme eines einzigen Officiers, sah sehr mager aus, als wenn sie Mangel an Nahrungsmitteln litte; auch kauften sie den Eskimos eine Robbe ab. Einige Zeit später, aber noch im selbigen Frühjahr, vor dem Anstehen des Eises, wurden die Leichname von ungefähr 30 Personen auf dem Festlande, von fünf andern auf einer benachbarten Insel entdeckt eine Tagereise weit nordwestlich von einem großen Strom, welcher nach der Beschreibung kein anderer sein kann, als der von Sir George Back erwähnte Great Fishriver (von den Eskimos *Dot-ko-hi-ca-lif* genannt). Einige Leichname (wahrscheinlich die ersten den Mangel an Lebensmitteln zum Opfer gefallenen) waren bereits begraben worden, andere fand man in Zelten, noch andere unter einem Boot, das als Schuttdach umgedreht worden war, oder in der Nähe zerstreut. Von den auf der Insel Gefundenen hielten die Eingebornen einen für einen Officier, da er ein Fernrohr um seine Schultern hängen und eine Doppelflinte neben sich liegen hatte. Dem verstümmelten Zustande einiger Leichname und dem in den Kochkesseln vorgefundenen Inhalt nach zu schließen, waren unsere unglücklichen Landsleute bis zum Aeußersten, zum Kannibalismus, getrieben worden, um ihr Leben zu fristen. An Schießbedarf scheinen sie Ueberfluß gehabt zu haben; denn die Eingebornen hatten Schießpulver in Fäßchen oder Kistchen gefunden und bis auf den Boden ausgeleert; auch Kugeln und Schrot fanden sie am Strande, wo er zur Zeit niedrigen Wasserstandes trocken liegt. Außerdem müssen eine Menge Uhren, Teleskope, Compaßse und Flinten (darunter doppelläufige) an dieser Stelle gefunden und zerbrochen worden sein, denn ich sah verschiedene Bruchstücke dieser Artikel nebst mehreren silbernen Löffeln und Gabeln in den Händen der Eingebornen und kaufte davon, was ich nur an mich bringen konnte. (Er schickt eine genaue Liste ein.) Von den Eskimos, denen ich begegnete, hatte

keiner die „weißen Leute“ lebend oder todt gesehen; sie wußten die Geschichte von Andern, die auf dem Plage gewesen waren, wo die Leichen lagen, oder den Wanderern früher begegnet waren. . . . Ich will nur noch bemerken, daß wir mit Hülfe unserer Schießgewehre und Netze im letzten Herbst Lebensmittel im Ueberfluß hatten, daß wir den Winter über in Schneehütten nach Umständen comfortabel lebten und daß die Felle des erlegten Wildes uns Winterkleider zur Genüge lieferten. Meine Frühlingsreise führte zu keinem Resultat, da ich auf Hindernisse stieß, auf die ich zum Theil, trotz meiner Erfahrungen als Polarreisender, nicht gefaßt gewesen war.“ Soweit der officielle Bericht des Dr. Rae, der im Dienste der Hudsonsbeigesellschaft reiste. Nach seinen Angaben scheint es fast, als ob Sir James Ross und Capitän Bellot bis auf wenige Meilen von der Stelle vorgeedrungen waren, wo die unglücklichen Reisenden umkamen. Einige wenige der Letztern müssen sogar bis gegen Ende Mai 1850, dem Zeitpunkt, wo die Wildhühner dort streichen, gelebt haben, denn man hörte damals Büchsen knallen, fand auch Vogelfnochen und Federn nahe an der Stelle, wo sie zu Grunde gingen. Dr. Rae bemerkt in einem Schreiben an die Times, daß, soviel er zu erforschen in der Lage war, kein Verdacht gegen die Eingeborenen vorliege, als hätten sie Schuld an dem Tode der Reisenden. Hunger und Kälte scheinen die einzigen Ursachen gewesen zu sein. Mehrere der Leichen waren grauenhaft verstümmelt und ihrer Kleider beraubt, während andere Leichen in diesen Kleidern doppelt und dreifach eingewickelt lagen. Was Dr. Rae von den Eingeborenen erhandelte, war von diesen als Schmuck getragen worden, namentlich Münzen, die sie zu diesem Zweck durchlöchereten. Auch Bücher hatten sie gefunden, aber begreiflicherweise liegen lassen. Dr. Rae, der weiß, wie sorgfältig die Eskimos Alles, was sie finden, aufbewahren, zweifelt nicht im geringsten, daß man mit der Zeit zu allen gefundenen Artikeln gelangen könne. Von denen, die er jetzt schon mitbrachte und durch welche die Erzählung der Eskimos ihre traurige Bestätigung zu finden scheint, erwähnen wir: Einen kleinen silbernen Teller mit den Worten „Sir John Franklin R. C. B.“ (die üblichen Anfangsbuchstaben von Knight, Commander of the Bath) eingegraben; dann mehrere silberne Löffel und Gabeln mit den Anfangsbuchstaben der Namen folgender Officiere: Capitän Crozier, Lieutenant G. Gore, der beiden Aushülfsärzte A. M'Donald und J. S. Beddie und des Second Master G. A. M'Bean.

Verantwortlicher Redacteur: Bruno Hünze. — Mitredacteur: Ferdinand Gleich.
 Herausgabe und Druck von den Rückmann'schen Erben.

In Commission von Bruno Hünze in Leipzig.